

8. Offene Wunden in Israel

Wir bringen im Folgenden zwei voneinander unabhängige, aber gesinnungsverwandte Dokumente der Tatsache, daß es auch in Israel noch ein Judentum gibt, das eine unvergleichlich größere Erfüllung erwartet als die gewiß schon erstaunliche, welche ihm durch die Staatsgründung von 1948 dort zuteil geworden ist.

8a) MORIA

Das Problem des Tempelberges von SCHALOM BEN-CHORIN

„Adir hu, jivne bejtho bekarov...
Bau den Tempel schiere...“

Ein Kanonier erzählt...

„Als wir den Befehl bekamen, das Feuer auf die Altstadt einzustellen, atmete ich auf. In dieser bangen Nacht habe ich m'r immer wieder in den kurzen Pausen zwischen dem Krachen der Granaten die Frage gestellt: und wenn die Offensive gelingt und wenn wir tatsächlich die Altstadt nehmen und wenn wir vorstoßen bis zum Har-Habajith, zum Tempelberg Moria — was dann? Was werden wir tun, wenn dieser Platz, der allerheiligste Platz Israels in unserer Hand ist? —“

Das sind die Worte eines denkenden Israel-Soldaten, eines jungen Juden, der positiv religiös eingestellt ist und der orthodoxen Arbeiterpartei Hapoël-Hamisrachi angehört. Mit seiner Erzählung hat der Kanonier aus Jerusalem eine Frage aufgeworfen, die uns alle angeht. Keine „Doktor-Frage“, keine nur-akademische Problemstellung. Es kommt ja zuweilen vor, daß die strategischen Erfolge so rasch sind, daß die Politiker nicht mit ihnen Schritt zu halten vermögen. Und was für die Politiker gilt, das gilt noch mehr für die Theologen. Und die Frage: „Was würden wir tun, wenn der Tempelberg in unserer Hand wäre?“ geht ja die Politiker und die Theologen an, ja sie geht uns alle an, denn sie beleuchtet schlaglichtartig die geistig-religiöse Situation unserer Gegenwart.

Eine Rundfrage

Ich habe die Frage, die der Kanonier von Jerusalem sich in der Nacht vor dem Beginn der zweiten Waffenruhe im Hochsommer 1948 stellte, ein paar Jahre später an viele Menschen in- und außerhalb Jerusalems gestellt. Menschen verschiedenster Herkunft und religiös-politischer Haltung. Ich habe verschiedenartige Antworten bekommen — aber noch mehr Befragte blieben mir die Antwort schuldig. Sie zuckten mit den Achseln, wußten nicht, was sie sagen sollten, gaben die Schwere des Problems zu, waren irgendwie froh, daß sie nicht zu entscheiden hatten und... schwiegen. Natürlich ist Schweigen hier keine Antwort, denn diese Frage, die auf den Grund unserer Existenz abzielt, bedarf der Antwort.

Ein „Sternist“ antwortet

Nur eine Gruppe, die LECHI (Stern. Gruppe) nahm öffentlich zu dem heiklen Problem Stellung. Im Jerusalemer Orion-Kino veranstalteten die Lochmei Cheruth-Jisrael (noch bevor sie sich Kämpfer-Lochamim nannten) eine öffentliche Kundgebung zu Tischa-b'Av. Der Saal war mit Reproduktionen des Herodianischen Tempels geschmückt und Dr. Israel Scheib, der Ideologe der Sterngruppe, der heute die hochwertige Zeitschrift „Sulam“ herausgibt, referierte über die hier behandelte Frage. Natürlich forderte Scheib die Okkupation des Tempelberges durch die Armee Israels, denn, wer auf Moria herrscht, der herrscht im ganzen Lande. Die Forderung wurde also zunächst aus machtpolitischen Gründen erhoben. Auf dem Moria, so fuhr Dr. Scheib fort, werden wir einen neuen Tempel erbauen, aber Opfer werden wir dort nicht mehr bringen. Emphatisch rief der Redner aus: „Herr der Welt! wir haben so viele Opfer allein in den letzten Jahren gebracht — sechs Millionen Brüder und Schwestern — daß die Opfer für alle Zeit abgegolten sind.“

Tempel und Opfer

Wer würde Dr. Scheib hier nicht zustimmen? Und doch werden hier zwei Begriffe vermischt, die wesensmäßig voneinander zu trennen sind. KORBAN, das Opfer im biblisch-kultischen Sinne hat zunächst nichts mit den Opfern eines

Krieges oder einer nationalen Katastrophe zu tun. Korban kommt von karov = nahe, und so übersetzen z. B. Buber-Rosenzweig es in ihrer Bibel richtig mit „Darnahung“ und der hebräische Mythologe Oskar Goldberg macht in seiner Einführung in den Pentateuch „Die Wirklichkeit der Hebräer“ darauf aufmerksam, daß der Gedanke der Annäherung, der dem Korban zu Grunde liegt ein zweifacher ist: erstens will sich der Gläubige mit dem Opfer seinem Gotte nahen (die Thora schärft ja ein, daß man nicht mit leerer Hand vor Gott hintreten sollte) andererseits aber ist das Korban auch ein Mittel, zur Annäherung Gottes an die Menschenwelt. Das Opfer geht auf im REACH NICOACH, welcher kein „Lieblicher Geruch“ ist, sondern ein Manifestationsrauch der Gottheit, in welchem sie hernieder schwebt, in welchem sie — wie es Thomas Mann so richtig ausdrückt — „biologisch“ wird, also sich in der SCHECHINA, in der Aufrufung quasi körperlich manifestiert.

Das ist in Kürze die Idee des biblischen Opfers. Wenn wir ehrlich sind, müssen wir zugeben, daß sie dem modernen Empfinden ganz fern gerückt ist. Wir können diese Gedanken zwar aus den Quellen erschließen und in eine moderne Begriffs-Sprache transponieren, aber nach-fühlen, nach-erleben können wir das nicht mehr. Wer etwa das *Pessach-Opfer der Samaritaner*, das letzte noch praktizierte Opfer-Ritual der hebräischen Antike miterlebt hat, der wird, sofern er ehrlich sich über seine Gefühle Rechenschaft gibt, darin zwar einen *folkloristisch hochinteressanten Akt* erblicken, nicht aber den Ausdruck religiösen Empfindens unserer Zeit.

Dennoch betet die Synagoge um die Wiederherstellung der Opfer und der Jude, dem es ernst ist um die Frage des Glaubens, der hier mehr als Tradition allein sieht, wird sich darüber Rechenschaft ablegen müssen, inwieweit er dieses Gebet zu teilen vermag.

Die Stellung der Bibel

Die Stellung der Bibel selbst zum Problem der Wiedereinführung des Opferkultes ist nicht einheitlich. In denjenigen Teilen des Pentateuch, den die Bibelkritik als P (Priesterkodex) bezeichnet, wird eine genaue Gesetzgebung der Opfer gegeben und im Ohel-Mo'ed (Stiftshütte) wird das transportable Wüstenheiligtum beschrieben, in welchem dieser Kult praktiziert wurde. Die historische Forschung nimmt an, daß es sich hier um eine exilische Projektion handelt. D. h., die Priester haben den ihnen aus dem salomonischen Tempel geläufigen sehr komplizierten Kult in ihrer Darstellung in die Frühzeit des Volkes zurückverlegt. In den Königsbüchern finden wir eine Darstellung des Tempel-Opferkultes der Blüte- und Verfallszeit der Reiche Israel und Juda, während in den Büchern der Richter und Samuels, also vorher, von einem in Jerusalem zentralisierten Opferkult noch keine Rede ist. Die Propheten weisen dem Opfer einen sehr sekundären Wert zu, ja es gibt geradezu kultfeindliche Partien bei den Propheten. (Die zahlreichen Beispiele können hier in dieser knappen Übersicht nicht gebracht werden; immerhin sei verwiesen auf Amos 4, 4—6, wo der Opferkult zu Gilgal und Beth-El kritisiert wird, und beim selben Propheten 5, 21—25. Der letzte Vers dort (5, 25) stellt es überhaupt in Frage, daß während der vierzig Jahre der Wüstenwanderung der Opferkult praktiziert wurde, ebenso wie Jeremia 2, 22 kategorisch leugnet, daß Gott dem aus Ägypten ausziehenden Volke Opferdienst geboten habe. Ferner verweise ich auf: Hosea 6, 6; Jesaja 1, 10—20; 58, 3—8; Micha 2, 2; 6, 6—8; Jeremia 6, 20; 7, 8 ff.) Die große Ausnahme macht der Prophet Jechezkel, der nicht nur die Opfer bejaht, sondern ihre Wiedereinführung für kommende Zeiten befiehlt. Der 3. Teil des Ezechiel-Buches, Kpt. 33—48 befaßt sich mit dem Aufbau des neuen Tempels und der Ausgestaltung seines Opfer-Rituals. Gerade deshalb erregte aber dieses Buch, insbesondere die Kapitel 40/48 den Anstoß der Rabbinen, da die ezechielischen Opfersatzungen mit denen der Thora nicht übereinstimmen. Während dieser Prophet nun einen Tempel als *Nationalheiligtum* ersehnt, verkündet der Prophet Jesaja im Gegensatz dazu ein „Bethaus für alle Völker“ (Jes. 56, 7) und Jeremia verkündet endlich, daß

einige andere günstige subjektive und objektive Voraussetzungen, die diese ihre wirtschaftliche Überlegenheit förderten. Sie waren seit der Zerstreuung überwiegend Stadtbewohner. Die Anforderungen der Stadtkultur, die Einwandererauslese und die seit der Zerstreuung erschwerten Lebensbedingungen hatten die Juden wacher und angespannter gemacht: vernunftbeherrscht, willensstark, betriebsam, von rascher Auffassungsgabe, menschen- und weltkundig, anpassungsfähig. Die internationale Zerstreuung, ein intensiver Mitteilungsverkehr und vielseitige Sprachkenntnisse sicherten den Juden einen Vorsprung vor allem im Handel.

6. In dieser aus Charakter und Schicksal sich ergebenden Überlegenheit liegt der Grund für den wirtschaftlichen Antisemitismus. Zwar dachten und taten die Juden der frühkapitalistischen Zeit nichts anderes, als was die Nichtjuden der hochkapitalistischen Zeit heute noch tun; in diesem Augenblick jedoch erregten sie durch ihre Mentalität und durch ihre wirtschaftlichen Erfolge den Haß und den Neid der Nichtjuden.
7. Auch der rassistisch motivierte Antisemitismus hat eine Wurzel in der ökonomischen Unterlegenheit der antisemitisch eingestellten Menschen gehabt.
8. Älter als der rassistische und älter auch als der wirtschaftliche ist der religiös motivierte Antisemitismus. Er ist nicht nur vom breiten Volke, sondern einige Jahrhunderte hindurch auch von der Kirchenleitung ausgegangen, die, um die Reinerhaltung der Glaubenslehre besorgt, den Umgang der Christen mit den Juden durch Verbote einschränkte.
9. Grundsätzlich ist zu jeder Form von Antisemitismus zu sagen: Als große Bewegung ist er nur möglich auf der Grundlage eines primitiven oder durch Vermassung wieder primitiv gewordenen Seelenlebens. Werten und Handeln ist hier überwiegend bestimmt vom bloßen Gefühl, und die Gefahr einer Gefühlsansteckung ist besonders groß. Affekte aber werden durch rationale Durchleuchtung abgeschwächt oder auch unwirksam gemacht. Daraus ergibt sich die Dringlichkeit einer wissenschaftlichen Behandlung der Judenfrage.

Bei den Seminarteilnehmern — vorwiegend Studenten der katholischen Theologie, die sicher mit gutem Willen an die Behandlung des Problems herangegangen sind — war deutlich zu beobachten, wie sehr selbst der Intellektuelle in unserem Zeitalter der Vermassung der Gefahr einer Gefühlsansteckung ausgesetzt ist. Es wurde aber auch deutlich, wie im Verlauf der wissenschaftlichen Behandlung des Problems Affekte und Vorurteile aufgelöst wurden. Die letzte Einsicht, die gewonnen wurde, war diese: Man kann die Gründe für die einzelnen Judenverfolgungen aufsuchen. Man kann Erklärungen dafür finden. Das Schicksal des jüdischen Volkes begreifen aber kann man nur vom Religiösen her. Zu fast jeder Zeit ist es den irgendwo in der Welt aufflackernden Verfolgungen ausgesetzt gewesen und lebt dennoch weiter, aber es lebt ständig in der Situation des Untergangs. Gibt es eine andere Erklärung dafür, als die, daß Gottes gütige Vorkehrung es nicht untergehen lassen will?

11. 3) Vorlesungen über jüdische Themen an theologischen Hochschulen und Universitäten in Deutschland

Frankfurt a/M. Über den Vorschlag des Koordinierungsrates der Christen und Juden in Deutschland haben mehrere Ausbildungsstätten für Seelsorger und Universitäten Hessens Herrn Professor Zwierzynski, Genf, eingeladen, um als Gastprofessor über jüdisch-wissenschaftliche Themen Vorlesungen zu halten.

Die Themen lauteten: a) Die Entstehung der prophetischen Moral und ihr Eingang im Christentum; b) Die Entstehung der jüdischen Liturgie und ihre Übernahme im Urchristentum; c) die jüdische Gemeinde; ihr Fundamentalstatut und ihre Entwicklung.

Es sollte den heranwachsenden Geistlichen und Seelsorgern, die vom Judentum entweder nichts wissen oder nur eine deformierte unrichtige Vorstellung haben, durch objektiv-wissenschaftliche Darstellung vom Judentum ein richtiges Bild vermittelt werden. In den Vorlesungen wurde, nebst der historischen Darstellung

der Entwicklung der Fundamentalbegriffe der prophetischen Moral noch gezeigt, daß die Christenheit, durch die Übernahme dieser Moral, „das Köstlichste und Edelste, was sie besitzt, dem Judentum und seinen Propheten verdankt“ (Cornill). Aber auch was das Christentum in seinen Kirchengebeten und individuellem Frömmigkeitsleben der jüdischen Mutterreligion verdankt, durch die Übernahme ihrer Liturgie im Urchristentum.

Herr Professor Zwierzynski besuchte das adventistische Predigerseminar Darmstadt, die katholische Universität St. Georgen Frankfurt a/M., das bischöfliche Seminar Mainz, die protestantische Fakultät der Universität Mainz, die Universität Marburg, die katholische Hochschule in Hünfeld und das katholische Priesterseminar Fulda. Überall fanden die Vorlesungen größtes, ungeteiltes Interesse. Zu den Vorlesungen fanden sich nicht nur die gesamte Theologiestudentenschaft ein — oft Hunderte —, sondern auch sämtliche Theologieprofessoren und die hohe Geistlichkeit.

Den Vorlesungen schloß sich ein Seminar an, wo den Hörern Gelegenheit gegeben war, Fragen zu stellen, nicht nur zum vorgetragenen Stoff, sondern über das Gesamte des jüdischen geistig-religiösen Lebens. Mit größtem Interesse und Ernst beteiligten sich sowohl Professoren wie Studierende an diesen Seminaren, die ausnahmslos auf sehr hohem Niveau waren und sich ausschließlich in rein wissenschaftlichem Rahmen bewegten.

Die katholische Universität St. Georgen veranstaltete zu Ehren des Gastes einen Empfang, bei dem Rektor, Dekan, sämtliche Professoren und Landesrabbiner von Hessen, Dr. Weinberg, anwesend waren. Auch die jüdischen Gemeinden und die jüdischen Studentenverbände — die es noch in fast allen Universitätsstädten gibt — benutzten die Gelegenheit, um den Gast zu Vorträgen in ihre Mitte einzuladen. Es ist sicherlich von unabsehbarem Nutzen, daß durch diese Vorlesungen die heranwachsende Geistlichkeit, die so viele Gemeinden seelisch zu betreuen haben wird, über das Judentum eine klare und richtige Vorstellung besitzt, um sie später ihren Gemeinden vermitteln zu können.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“, 50 (Zürich, 29. 12. 1950) 52, S. 30).

11. 4) Wir beten heimlich...

Der „Weg“ berichtet: Nur wenige Zeitungen gedachten des 9. November. Eine einzige Rundfunkgesellschaft widmete diesem Tag einige Minuten des Gedenkens.

Wir geben daher an dieser Stelle einer jüdischen Stimme das Wort, um so mehr als diese Worte uns Gedanken der Juden im allgemeinen wiederzugeben scheinen.

Rabbiner Levinson führte am 9. November 1950 aus: „Jude sein heißt, trotzdem leben“. Das Gesetz der anderen Völker kann auf uns keine Anwendung finden, denn nicht wie sie sterben wir, nicht wie sie leben wir. Unser Weg ist der Weg des Glaubens gewesen, und so hat man unsere Gotteshäuser angezündet, um uns zu vernichten. Aber wir beteten heimlich und in der Verborgenheit. Und neue Gotteshäuser erstanden, überall in der Welt. Und dort schöpfte man neue Kraft. Kraft um weiterleben zu können, um unsere Kinder zu lehren, das Vergängliche zu überwinden. Und eine Hilfe erstand uns in diesen schweren Tagen. Unsere Brüder und Schwestern in der Welt hatten uns nicht vergessen. Aber da gesellten sich Menschen zu uns, die nicht von uns waren, und die materieller Gründe wegen glaubten, zu uns gehören zu müssen. In diesen Tagen häuften sich die Austrittsgesuche von Menschen aus unserer Gemeinde, die sich keine materiellen Vorteile mehr versprechen. Es ist uns nicht leid um diese Menschen. Sie waren unehrlich, als sie zu uns kamen und wir können nur gewinnen, da sie von uns gehen. Wir bedauern es nur der vielen Aufrichtigen wegen, die noch immer den Weg zu uns suchen, und denen sie diesen Weg nun umso schwerer gestalten.

Für uns Juden aber ist die Botschaft dieses Tages eine eindeutige. Mit aller Gewalt der Materialisierung unseres Lebens entgegenzusteuern, und die Synagogen als das geistige Zentrum unseres Volkes in den Mittelpunkt zu stellen.

Am 9. November 1933 zündete man unsere Gotteshäuser an. So wie wir die Jahre der Schmach überstanden haben, so wie die Synagoge und jüdischer Glaube uns haben leben lassen, so mögen wir unsere Gotteshäuser stärken

Ruhe herrscht in den Straßen Jerusalems, als die Betenden ohne Gruß und still aus dem Ausgang treten. Kinos, Cafés, ja alle öffentlichen Versammlungsstätten sind geschlossen. Lautlos gleiten die Sandalen auf den Straßen Jerusalems. Ein klarer Himmel erhebt sich über der ewigen Stadt. Die Straßen, sonst von Menschen überfüllt, liegen still, und eine eigentümliche Weihe von Fest- und Trauertag liegt über der Stadt.

Reich ist die Zahl derer, die alljährlich, statt an die Klage-mauer zu gehen, auf den *Har Zion* steigen, um das *Grab Davids* zu besuchen, die einzige uns jetzt zugängliche heilige Stätte in Jerusalem. Es ist kurz vor Mitternacht, als wir den *Berg Zion* hinaufgehen. Immer mehr Leute gehen jedes Jahr diesen traditionellen Gang: Chassidim, die dort ihre Gebete verrichten, amerikanische Touristen und ganze Gruppen von eingewanderten Familien, die dem Davidsgrabe besondere mystische Kräfte zutrauen. Zuerst gehen wir durch die hohen, kahlen Steingänge des Klosters, bis wir zu dem Zimmer gelangen, von dem aus man das Grab des großen Königs Israels sehen kann. An den Seiten sitzen bei Kerzenlicht bärtige Juden, die aus ihren schwarzen Büchern die traditionellen Trauergesänge lesen. Nun steigen wir auf das Dach des Klosters hinauf, von dem man die ganze Stadt Jerusalem sehen kann und sogar einen Blick auf die Altstadt hat. Vor uns liegen still und friedlich die letzten Überreste der Stadt, um deren Zerstörung die Überlebenden des jüdischen Volkes in der ganzen Welt trauern.

Auch am darauffolgenden Tage spüren wir die *Tischa-be-Aw-Stimmung*. Der starke Verkehr und die orientalische Geschäftigkeit fehlen in den Straßen Jerusalems, der „verlassenen Stadt“. Die Morgenblätter bringen große schwarz-umrandete Überschriften wie „1883 Jahre sind vergangen, seitdem unser Heiligtum zerstört wurde“. Lange Berichte über den Sinn und die Geschichte des Fasttages folgen der Überschrift.

Von der großen *Jeschurunsynagoge*, die sich an die westlichen Minhagim hält, gehen wir in das *chassidische Viertel*

Dort werfen Kinder mit grünen, klebrigen Kugeln um sich, die in dieser Jahreszeit an den Bäumen wachsen, ein eigenartiger Trauerminhag. Die Erwachsenen wiegen sich mit ihren Pelzhüten und den hin- und herschwingenden Pejoth auf dem Boden kauend nach dem Singsang der Kinnoth. Aus jedem zweiten Hause hört man in dieser frommen Gegend die eintönigen klagenden Melodien des *Tischa be'Aw* und das Flehen nach Wiederherstellung des *Beth ha Mikdasch*.

Auch die *Jemeniten* sitzen in ihren kleinen einfachen Betstuben barfuß am Boden, und die meisten Stücke ihres viel reichhaltigeren Gebetsbuches werden von den Würdigen der Gemeinde gelesen. Kaum sind wir eingetreten, als wir auch schon von diesen sehr gastfreundlichen Menschen aufgefordert werden, uns auf die mit bunten Tüchern belegten Hocker zu setzen. Dazwischen lesen sie in der Thora, wobei jeder Satz von einem kleinen Jungen in arabischer Übersetzung wiederholt wird. Ihre ärmliche, nur an traurigen Ereignissen reiche Geschichte wird sicher an diesem historischen Tage in ihrer Erinnerung wach, wie wohl jeder Jude an diesem bedeutsamen Tage an seine und seines Volkes Vergangenheit zurückerdenkt.

Die gleiche bedrückte Stimmung und ähnliche Formen treffen wir auch in den anderen Synagogen, die wir besuchen: im reich geschmückten, bunten *Beth Haknesseth* der *Bucharim*, bei den einfachen frommen *Sepharden* — überall beweint man im wieder vereinten Israel die Zerstreuung des jüdischen Volkes.

Nach dem *Maariv-Gebet* — der *Taanith* ist bereits vorbei — gehen die Besucher der Synagogen ins Freie, um den Mondsegen zu sprechen und sich den Friedensgruß: „*Schalom alechem*“ zuzurufen. Mit dem Wunsche: „*Leschana habaa bijeruschalajim habnuja*“, „im kommenden Jahre im wieder erbauten Jerusalem“, gehen wir auseinander.

Gabriel Cohn, Jerusalem.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“ 52. (Zürich, 31. 7./8. 8. 32) 31. 32. S. 39)

9. Echo und Aussprache

9a 1) Zur Friedensbitte und Ölbaumpende an Israel

In Nr. 16 S. 15/16 haben wir von dem Echo berichtet, das die Sonderausgabe 12/15 „Friede mit Israel“ in Kreisen des deutschen Episkopates sowie führender jüdischer und evangelischer Persönlichkeiten gefunden hat. Wir bringen im Folgenden Stimmen zum Teil schon zur Ölbaumpende aus unserem deutschen und ausländischen Leserkreise, die uns bedeutsam erscheinen, auch solche aus gesinnungsverwandten Zeitschriften.

Aus einem Brief von Herrn Rabbiner Dr. Eschelbacher, London vom 27. 1. 1932:

... Ihre Rundbriefe fesseln mich sehr. Wir wissen hier so wenig von dem inneren Leben in Deutschland, und diese Briefe sind ein Fenster, durch das wir doch einiges davon kennen lernen. Durch sie erfahren wir hier von wichtigen Strömungen, von der religiösen und politischen Literatur unserer Tage, von der Auseinandersetzung mit den fundamentalen religiösen Problemen und von vielem anderen. Die christliche und die jüdische Betrachtung vieler Fragen erscheinen wie Variationen von demselben Thema, ebenso verwandt, wie verschieden. Wir können das Wort des Lactantius, das das jüngste Heft einleitet, wohl verstehen, aber nicht uns zu eigen machen. Die Differenz erstreckt sich bis auf die Einzelheiten, z. B. die Charakteristik der „Urgestalten“ in dem schönen Artikel „Die Bedeutung des Alten Testaments für den Christen“, von Kain, von Esau, von Korach oder Saul. Aber gerade in diesen verschiedenen Formen und Spiegelbildern erweist sich der Reichtum der Bibel und der Religionen, die sich auf sie gründen....

Der „Christliche Sonntag“, Freiburg, der sich nachdrücklich für unser Anliegen eingesetzt hat, erhielt folgende Zuschrift:

... ganz besonders möchte ich Ihnen für die Ausführungen in den „Zeitgängen“ betreffs der *Judenfrage* danken. Dieses für uns so beschämende und bedrückende Thema ist wohl schon öfters angeschnitten worden, aber doch noch niemals in dieser Ausführlichkeit.

Es ist nicht nur eine Enttäuschung für viele von uns, daß manche Menschen hier in Deutschland, trotz allem, was an Furchtbarem gegen die Juden geschehen ist, verhärtet zu sein scheinen, sondern es ist auch tief beschämend. Aber von der anderen Seite glaube ich und weiß es auch von einer ganzen Anzahl Menschen, daß eben doch Sühne geleistet wird. Wir wissen alle, es ist nur ein Tropfen im Meer des Leidens. Es ist auch etwas, was im verborgenen geschieht, nämlich im Gebet und auch wohl in den Opfern, die von zahllosen Christen Gott angeboten werden, eben als Sühne für die Ungeheuerlichkeiten, die an jenem Volk begangen worden sind. Vor einigen Monaten war im „Christlichen Sonntag“ (Sonntag im Bild) dieses einzigartige, inhaltstiefe Gebet: Wir bitten dich, o Gott, für alle Menschen aller Zungen und aller Rassen, die um ihres Glaubens oder ihrer Herkunft willen verfolgt und vertrieben wurden... Wenn wir es alle jeden Tag in Liebe beten würden, dann möchte ich annehmen, daß es zusammen mit den Opfern, die auch vielen in unserem Leben nicht immer leicht waren oder sind, vielleicht doch dazu beitragen kann, gesclagene Wunden, wenn auch nicht zu heilen, doch um Weniges zu lindern.

(Aus: „Der christliche Sonntag“, Freiburg i. Br. 9. 3. 52)

9a 2)

Studienassessor J. K. schreibt:

... Ich habe vor einiger Zeit von Ihnen den Rundbrief „Friede mit Israel“ bekommen und ihn inzwischen, ebenso wie die von Ihnen freundlicherweise beigelegte andere Nummer des Rundbriefs gründlich studiert. Sicherlich war die Lektüre für mich nicht in dem Sinne ein „umstürzendes Erlebnis“, daß ich der Sache hier zum erstenmal begegnet wäre — meine Freunde und ich stehen dem Gedankenkreis der „Frankfurter Hefte“, des „Michael“ u. ä. nahe und glauben von daher ein Gespür für das, was „in der Luft liegt“, zu haben. Aber ich habe doch in